

Disozialität
Dialog zwischen Theologie und Psychiatrie

Raymund Schwager, Innsbruck

Die Beziehungen zwischen Psychologie und Theologie waren lange Zeit schwierig. Die Vorstellung von Religion als kollektiver Neurose war weit verbreitet, und der Verdacht wurde immer wieder ausgestreut, Religion mache krank. In neuerer und neuester Zeit hat sich die Situation jedoch ziemlich verändert. Vor allem in den USA sind viele Studien erschienen, die die Beziehung zwischen Religion und Heilungsprozessen untersuchen und in den meisten Fällen eine positive Korrelation feststellen.¹ Diese Studien haben zu einem neuen geistigen Klima beigetragen.

¹ Religiöse Einstellungen bewirken demnach:

- a) weniger Kriminalität: R. Stark, Religion as context: Hellfire and delinquency one more time. In: Sociology of Religion 57 (1996) 163 - 73; W. Welch u. a., Religion and deviance among adult Catholics: A test of the ‚Moral Communities‘ Hypothesis. In: Journal for the Scientific Study of Religion 30 (1991) 159 - 72.
- b) weniger Drogenabhängigkeit: E. Adalf, R.G. Smart, Drug use and religious affiliation, feelings, and behavior. In: British Journal for Addiction 80 (1985) 163 - 71; J. Cochran, u.a., Beyond hellfire: An exploration of the variable effects of religiosity on adolescent marijuana and alcohol use. In: Journal of Research in Crime and Delinquency 26 (1989) 198 -225; R. Gorsuch, Religious aspects of substance abuse and recovery. In: Journal of Social Issues 51 (1995) 65 - 83.
- c) weniger Eheschwierigkeiten: G. Hansen. The effect of religiosity on factors predicting marital adjustment. In: Social Psychological Quarterly 50 (1987) 264 - 69; M. Wilson u.a., Religiosity and marital adjustment: Multidimensional interrelationships. In: Journal of Marriage and the Family 48 (1986) 147 - 51.
- d) weniger Depression und Angst: C. Ellison, Religion, the life stress paradigm, and the study of depression. In: Religion in Aging and Health: Theoretical Foundations in Methodological Frontiers. Hg. von J.S. Levin, 1994, 78 - 121; L. Wright, Church attendance, meaningfulness of religion, and depressive symptomatology among adolescents. In: Journal of Youth and Adolescence 22 (1993) 559-68.
- e) weniger Krebs und Herzprobleme: J. Levin u.a., Is frequent religious attendance really conducive to better health? Toward an epidemiology of religion. In: Social Science and Medicine 24 (1987) 69 - 78; J.

gen, das sich in Europa u.a. darin zeigt, daß selbst die eher religionskritische deutsche Wochenzeitung „Die Zeit“ 1998 einen Artikel veröffentlichte mit dem Titel „Gott heilt mit“. Als Untertitel stand die Zeile: „Eine Vielzahl von Studien belegt einen gesundheitsfördernden Einfluß der Religion: Wer glaubt, lebt länger“². Im Artikel wurde ferner darauf hingewiesen, daß an der Harvard Medical School bereits Einführungskurse über Spiritualität und Medizin gehalten werden. Der bekannte Harvard-Professor Herbert Benson vertrete die These, daß sich allein in den USA eine Ersparnis von mehr als fünfzig Milliarden Dollar ergeben würden, wenn man die Ressourcen der Religion für Heilungsprozesse besser nützen würde. „Die Zeit“ machte daraus sogar das Schlagwort: „Die Religion als harter Kostenfaktor im Gesundheitswesen“. Die damit angeschnittene Problematik ist sicher komplexer, als daß sie journalistisch geklärt werden kann. Sie verdient wissenschaftliche Beachtung, und sie dürfte zugleich neue Perspektiven für die Zusammenarbeit zwischen Theologie, Psychologie und Medizin eröffnen.

1) Öffentliche Meinung gegen Ausgrenzung

Für den Augenblick möchte ich mich auf die begrenztere Fragestellung einlassen, die durch das Thematik *Dissozialität*, das in diesem Symposium behandelt wird, vorgegeben ist.

Unsere westliche Kultur ist sehr pluralistisch geworden. Trotz aller Meinungsvielfalt und trotz sehr unterschiedlicher Lebenseinstellungen gibt es aber - wenigstens auf der Ebene des öffentlichen Bewußtseins - eine gewisse allgemeine positive Einstellung gegenüber Randgruppen. Menschen sollen nicht ausgegrenzt, Schwache nicht geopfert und Abweichende nicht stigmatisiert werden. Diesem Grundtenor dient auch das heute Symposium, denn Frau Prof. Dr. B. Hackenberg sagte in einem Zeitungsinterview im Vorfeld dieser Veranstaltung: „Man muß soziale Toleranz üben und Ausgrenzungstendenzen strikt verweigern.“³ Diese Haltung ist gut, ist sie aber auch selbstverständlich?

Sobald wir in andere Kulturen hineinschauen, finden wir wenig von ihr. Im hinduistischen

Levin, Investigating the epidemiological effects of religious experience: Findings, explanations, and barriers. In: Religion in Aging and Health, Hg. von J. Levin, 1994, 3-17.

² Ch. Schneider-Harprecht, Gott heilt mit. Eine Vielzahl von Studien belegt einen gesundheitsfördernden Einfluß der Religion: Wer glaubt, lebt länger“. In: Die Zeit, 8. Okt. 1998, 57-59

³ Tiroler Tageszeitung 27.28. Nov. 1999, 8.

Kastensystem sind die ‚Unberührbaren‘ wirklich unberührbar und ausgegrenzt. Um Arme und Sterbende kümmerte man sich dort kaum, weshalb die Arbeit von Mutter Theresa so aufgefallen ist. - Auch die traditionelle afrikanische Ethik war vor allem eine Stammesethik, in der die Fremden nicht zählten und auszugrenzen waren. Und selbst bei uns ist die positive Einstellung gegenüber Fremden und Randgruppen - trotz einer entsprechenden öffentlichen Meinung - im Alltagsleben keineswegs selbstverständlich. Gewisse Politiker versuchen ja immer wieder bei Wahlen gerade dadurch Erfolg zu haben, daß sie Fremde stigmatisieren und vielleicht sogar gegen sie hetzen. Der Tiroler Landeshauptmann Wendelin Weingartner bemerkte bei einer Festfeier an der theologischen Fakultät in Innsbruck (13. Nov. 1999): „Als Politiker hat man am leichtesten Erfolg, wenn man sich gegen Fremde wendet. Dies ist aber nicht unsere Linie.“ Woher kommt es, daß ein Politiker einerseits klar zu spüren glaubt, was der instinktiven Tendenz der Menschen am ehesten entspricht, und daß er anderseits dennoch anders handeln will? - Die Antwort auf diese Frage dürfte sich von der Geschichte des Abendlandes her ergeben. Die jüdisch-christliche Offenbarungsreligion lehrt nämlich eine ethische Grundorientierung, die gegen die spontane Tendenz der Menschen, andere auszugrenzen, gerichtet ist. Diese Grundorientierung hat sich in einem langwierigen und oft widersprüchlichen Prozeß in der westlichen Welt auf der Ebene der öffentlicher Wertung weitgehend durchgesetzt, obwohl die Menschen im alltäglichen Leben sehr oft weiterhin anders handeln.

2) Jüdisch-christliche Offenbarung

Wie schwierig es war, daß die neue ethische Orientierung entstehen konnte, zeigt die Offenbarungsgeschichte selber. Die prophetische Botschaft gehört zur Eigenart der Geschichte Israels, und sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie die herrschenden Zustände im Volk nicht religiös verklärte, wie dies damals bei anderen Völkern üblich war. Die Prophetie - verstanden als Inspiration durch Gott - war Kritik an der religiös-sozialen Ordnung. Die Opfer, die im Tempel täglich dargebracht wurden, und die Festtage, die das Zentrum des religiösen, politischen und sozialen Lebens bildeten, wurden von den Propheten immer wieder im Namen Gottes massiv angegriffen. So konnte der Prophet Hosea als Wort Gottes verkünden: "Nicht Schlachtopfer will ich, sondern Liebe, nicht Bandopfer, sondern Gotteserkenntnis" (Hos 6,6). Noch deutlicher wurde das Wort Gottes beim Propheten Amos: „Eure fetten Heilsopfer will ich nicht sehen. Weg mit dem Lärm deiner Lieder! Dein Harfenspiel will ich nicht hören. Laßt lieber das Recht strömen wie

Wasser und die Gerechtigkeit wie einen fließenden Bach" (Am 5,22-24). Gemäß dieser prophetischen Botschaft sind Recht und Gerechtigkeit weit wichtiger als jene religiösen Feiern, die herrschende Zustände verschleiern. Zum Recht und zur Gerechtigkeit gehört aber vor allem der Einsatz für Arme, Witwen und Waisen, d.h. für Randgruppen. So klagt der Prophet Jesaja die Führer des Volkes an: „Deine Fürsten sind Aufrührer und eine Bande von Dieben, alle lassen sich gerne bestechen und jagen Geschenken nach. Sie verschaffen den Waisen kein Recht, die Sache der Witwen gelangt nicht vor sie“ (Jes 1,23). Oder: „Weh denen, die unheilvolle Gesetze erlassen und unerträgliche Vorschriften machen, um die Schwachen vom Gericht fernzuhalten und den Armen meines Volkes ihr Recht zu rauben, um die Witwen auszubeuten und die Waisen auszuplündern“ (Jes 10,1f.).⁴

Diese scharfe Kritik führte allerdings nicht zu einer grundsätzlichen Ablehnung der religiösen und politischen Institutionen. Weder das Königtum noch das Priestertum oder der Opferkult wurden von den Propheten grundsätzlich verworfen. Waren die Propheten inkonsistent, oder gab es tiefere Gründe für ihre Doppelhaltung? Fragen wir zunächst, wieso die Propheten überhaupt dazukamen, ihre Botschaft vorzutragen. Einen deutlichen Einblick in diese Fragestellung bietet das Geschick eines anonymen Propheten, von dem in den Schriften des Propheten Jesaja die Rede ist und der als Knecht Gottes bezeichnet wird. Von ihm heißt es in einem ersten Text, daß der Geist Gottes auf ihm ruht und daß er von Gott den Auftrag erhalten hat, auf gewaltfreie Weise das Recht auf Erden zu begründen (Jes 42, 1- 6). In einem weiteren Text spricht der Knecht selber und sagt von sich:

„Gott, der Herr, gab mir die Zunge eines Jüngers, damit ich verstehe, die Müden zu stärken durch ein aufmunterndes Wort. Jeden Morgen weckt er mein Ohr, damit ich auf ihn höre wie ein Jünger... Gott, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet. Ich aber wehrte mich nicht und wich nicht zurück. Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen, und denen, die mir den Bart ausrissen, meine Wangen“ (Jes 50,4-6).

Derjenige, der ohne Gewalt das Recht auf Erden begründen und die Müden aufmuntern soll, muß zunächst selber und zwar jeden Morgen zu dieser schwierigen Aufgabe neu befähigt werden. Wegen der Größe der Aufgabe hat er unmittelbar auch keinen Erfolg, sondern wird verfolgt.

⁴ Vgl. auch: „So spricht der Herr: Sorgt für Recht und Gerechtigkeit, und rettet den Ausgeplünderten aus der Hand des Gewalttäters! Fremde, Waisen und Witwen bedrängt und mißhandelt nicht; vergießt kein unschuldiges Blut an diesem Ort!“ (Jer 22,3).

Gerade die Verfolgung bewirkt aber seine Bewährung, denn in ihr lernt er jeden Tag von neuem, auf Gewalt nicht mit Gegengewalt zu reagieren. Was seine Gewaltfreiheit schließlich dennoch bewirkt, beschreibt ein dritter Text, in dem Beobachter das Geschick des von Gott Erwählten beurteilen. Weil dieser geschlagen wird, denken diese Beobachter zunächst, Gott selber habe ihn geschlagen. Sie folgen in diesem Urteil instinktiv einer traditionellen sakralen Überzeugung, die lautet: wer aus der Gemeinschaft ausgeschlossen ist, ist auch von Gott oder den Göttern ausgeschlossen („vox populi vox dei“). Im Blick auf den gewaltfreien Knecht kommen die beobachtenden Dritten aber schließlich zu einer ganz neuen Einsicht. Es wird ihnen eine Bekehrung geschenkt, durch sich ihnen eine neue Wirklichkeitssicht erschließt, die der Text so ausdrückt:

„Wir **meinten**, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt.

Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt“
(Jes 53, 3-5).

Was die Beobachter zunächst als Tat Gottes deuten, enthüllt sich ihnen später als Tat menschlicher, ja ihrer eigenen Verbrechen. Damit es zu dieser radikalen Umkehr in der Wirklichkeitssicht kommen konnte, war eine doppelte Bekehrung notwendig. Zunächst mußte der Knecht sich bekehren, um sich von der erlittenen Gewalt nicht anstecken zu lassen. Dann mußten die Augen der Beobachter geöffnet werden, damit sie das Geschick des geschlagenen Knechtes richtig deuten konnten. Wegen der Notwendigkeit dieser doppelten Bekehrung war der Weg des Ausgestoßenen und von Gott Erwählten von einer solchen Radikalität, daß nur wenige ihm etwas folgen konnten. Das Volk Israel als ganzes bliebt weit hinter dem Weg des Gottesknechtes zurück.

Es gab aber einen, der das prophetische Vorbild noch übertraf und in dessen Geschick die doppelte Bekehrung - wenn auch auf andere Art - ebenfalls eine entscheidende Rolle spielte: Jesus von Nazareth. Durch seine Verkündigung von der nahen Gottesherrschaft brachte er eine Revolution in das damals vorherrschende Gottesbild, das trotz der prophetischen Kritik weitgehend das Bild eines Gottes geblieben war, der die Sünder ausgrenzt. Im Gegensatz dazu wollte Jesus den Menschen Gott als eine liebende Macht nahebringen, die sich allen - vor allem den Ausgestoßenen und Sündern - zuwendet. Er wandte sich den Sündern zu und hielt mit Marginalisierten und Stigmatisierten Mahlgemeinschaft, was ihm von den Wohldenkenden eine scharfe Kritik eintrug. Sie verschrien: „Dieser Fresser und Säufer, dieser Freund der Zöllner und Sünder!“ (Mt 11,19). Diese Kritik der religiösen Führer bewirkte, daß seine Botschaft - trotz einer ersten Begeisterung im Volk - auf tieferer Ebene abgelehnt wurde.

Gerade die Ablehnung bewirkte aber, daß Jesus auf tieferer Ebene zeigen konnte, wie mit der Problematik der Ausgrenzung umzugehen ist. Zunächst reagierte er mit den Gerichtsworte, die die traditionelle Theologie nach dem vertrauten Muster deutete: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Eine genauere Analyse zeigt jedoch, daß die Gerichtswort anders zu verstehen sind. In ihnen deckt Jesus jene Mechanismen auf, die unter den Menschen zum Unfrieden und zur Ausstoßung von Opfern führen. Es sind dies die Mechanismen der Rivalität, der Gewalt und der strukturellen Lüge, durch die die wahre Sicht der Dinge verschleiert wird. Die Gerichtsworte beschreiben letztlich das Selbstgericht einer Menschheit, die sich in ihren eigenen Vorurteilen, in ihren sakralen Gewaltphantasien und in ihren Aggressionen gegen andere verfängt. Jesus wollte damit seine Zuhörer aufrütteln. Seine herausfordernde Predigt bewirkte aber das gleiche wie beim alttestamentlichen Knecht Gottes, nämlich eine kollektive und gewalttätige Gegenreaktion.

Das jüdische Volk war zu seiner Zeit in verschiedene Gruppen gespalten: Pharisäer, Sadduzäer, Zeloten, Herodianer. Zur Liquidierung Jesu fanden sich für einen kurzen Augenblick alle zusammen, und es kam sogar zu einem Zusammenspiel mit den fremden Herrschern, den verhaßten Römern. Der Hohepriester handelte dabei gemäß einer - anscheinend sehr vernünftigen - politischen Maxime: „Es ist besser für euch, wenn ein einziger Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht“ (Joh 11,50). Dem Sog der Zusammenrottung gegen den einen konnten auch die Jünger Jesu nicht widerstehen. So wurde derjenige, der für die Ausgestoßenen eingetreten war, selber zum Ausgestoßenen, und er wurde - gemäß der alten Sakraltheologie - mit dem Argument verurteilt: er ist ein Gotteslästerer (Mk 14,64).

Diese Sicht der Dinge dominierte für einen Augenblick, setzte sich aber nicht durch, weil den Jüngern Jesu eine nachträgliche Bekehrung geschenkt wurde. Dank der Ostererfahrung wurden sie fähig, sich von der alten Weisheit „vox populi, vox dei“ (Stimme des Volkes = Stimme Gottes) zu distanzieren. Sie sahen im kollektiven Vorgehen gegen ihren Meister nicht mehr eine gesunde Volksreaktion, sondern eine lügnerische und gewalttätige Zusammenrottung, ein Aufschaukeln des Sündenbockmechanismus. Sie bekannten sich zum Ausgestoßenen und feierten ihn in der Eucharistie als Zentrum ihrer neuen Gemeinschaft: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden“ (Mk 12, 10).

In der Nachfolge Jesu sind die Christen eingeladen, keine Menschen gewalttätig auszugrenzen und Ausgegrenzte wieder zu integrieren. Die Christenheit als ganze war aber - wie schon Israel als Volk - nicht fähig, voll nach dieser Einsicht zu handeln. Sobald es darum ging, neue Institutionen aufzubauen, wirkten die alten Mechanismen - wenn auch in veränderter Form -

weiter, und im politischen Bereich blieben die Transformationen zunächst sehr gering. Die Schriften Israels und das Neue Testament haben dennoch in einem langen und komplexen geschichtlichen Prozeß das öffentliche Denken des Abendlandes langfristig verändert. So kam es zur heutigen Situation, in der einerseits auf theoretischer Ebene die Einstellung vorherrscht, daß Menschen nicht ausgegrenzt, Schwache nicht geopfert und Abweichende nicht stigmatisiert werden dürfen, anderseits aber die Ausgrenzungsmechanismen weiter funktionieren, und zwar mächtiger, als man es gewöhnlich sehen will.

3) Humanwissenschaft und Bibel

Kehren wir zu jener Frage zurück, die ich eingangs gestellt habe: Ist die Einstellung, daß Menschen nicht ausgegrenzt werden sollten, etwas Selbstverständliches? Nein, Menschen mußten - unter Inspiration durch Gott - gegen das Schwergewicht und die spontane Tendenz ihres eigenen Volkes ankämpfen. Die weltgeschichtliche Tragweite dieser Umkehr wird noch etwas deutlicher, wenn man den ganzen Prozeß im Licht der Theorie René Girards betrachtet, der die strukturelle Bedeutung von Ausgrenzungsmechanismen herausgearbeitet hat. Die Literatur lehrt Girard zunächst eine Wahrheit, die wir auch selber täglich feststellen: die Menschen sind begehrende und leidenschaftliche Wesen. Der Gegenstand des tiefen Begehrens ist aber keineswegs klar. Menschen lernen, indem sie andere nachahmen, und nach Girard ahmt auch das Begehr die Begierden anderer Menschen nach. Deswegen konvergieren immer wieder spontan und ungewollt verschiedene Begierden auf das gleiche Objekt, was entsprechende Rivalitäten auslöst. Diese eskalieren leicht zu Aggressionen und zu offener Gewalt, sofern sie nicht durch eine ganze Kultur und durch eine politische Ordnung mit Justizsystem und staatlichem Gewaltmonopol im Zaum gehalten werden. Nicht bloß die Vermeidung von Ausgrenzungen, sogar der normale Friede unter Menschen ist keineswegs selbstverständlich. Girard zeigt jedoch, daß es auch einen spontanen Mechanismus der Selbsteingrenzung der Gewalt gibt. Dieser habe das Überleben der Menschheit ermöglicht, solange es noch keine Staaten mit Justizsystem gab, nämlich das spontane Umkippen der diffusen wechselseitigen Aggressivität in die Tat aller gegen ein (Sündenbockmechanismus). Einer mußte ausgestoßen und geopfert werden, damit die andern wieder den Frieden hatten. Dieser eine wurde mit entsprechenden Projektionen beladen, so daß er sowohl als Teufel wie auch als Engel erscheinen konnte, ja beides zugleich war. Der Ausgestoßene wurde sakralisiert, weil er zugleich als böse und als gut wahrgenommen wurde. Er war notwendig für den inneren Frieden.

Ausstoßung und Stigmatisierung (Sakralisierung) sind nach dieser Sicht nichts Außergewöhnliches und auch nicht bloß das Werk einiger Bösewichte. Sie sind bilden den normalen Weg, durch den die Menschen immer wieder das bedrohliche Problem der eigenen inneren Gewalt gemeistert haben. Wenn ein Landeshauptmann, wie ich eingangs erwähnt habe, feststellen muß „Als Politiker hat man am leichtesten Erfolg, wenn man sich gegen Fremde wendet“, dann spricht er genau jene allgemeine menschliche Erfahrung an, die die Geschichte immer bestimmt hat: ein wahrer Friede ist nicht selbstverständlich und eine Art vordergründiger Harmonie wird am leichtesten dadurch erzeugt, daß sich Gruppen gegen andere, gegen Feinde oder Fremde zusammenschließen.⁵

4) „Überwindung von innen her“

Wenn die Psychiatrie trotz der spontanen Tendenz der Menschen, Abweichende auszugrenzen, sich für diese einsetzt, dann steht dieser Einsatz in voller Entsprechung zu einer zentralen Grundlinie der christlichen Botschaft. Es wäre aber ein großes Mißverständnis, diese Übereinstimmung für selbstverständlich zu nehmen. Wo man sich über die „Ausgrenzer“ erhebt und meint, sie als einige „Bösewichte“ stigmatisieren zu können, wird nur der Mechanismus der Ausgrenzung umgekehrt, und es droht ein doppelter Pharisäismus. Wie herausfordernd die Problematik ist, soll in zwei weiteren Schritten etwas geklärt werden.

⁵ Die moderne Welt ist auf kultureller Ebene in vielem Nietzsche gefolgt. In einem Punkt hat sie sich jedoch bisher klar von ihm abgesetzt, nämlich in der Einschätzung der Opfer. Nietzsche kritisierte scharf das Christentum und seine Kritik zielt letztlich auf die jüdisch-christliche Opferkritik: „Der Einzelne wurde durch das Christentum so wichtig genommen, so absolut gesetzt, daß man ihn nicht mehr opfern konnte: aber die Gattung besteht nur durch Menschenopfer. Vor Gott werden alle ‚Seelen‘ gleich: aber das ist gerade die gefährlichste aller möglichen Werthschätzungen! ... Die ächte Menschenliebe verlangt das Opfer zum Besten der Gattung - sie ist hart, sie ist voll Selbstüberwindung, weil sie das Menschenopfer braucht. Und diese Pseudo-Humanität, die Christenthum heißt, will gerade durchsetzen, daß Niemand geopfert wird.“ (F. Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe: Bd. 13. Hg. von G. Colli und M. Montinari. München 1980, 470f.) Nietzsche kehrte hinter das Christentum zurück, und er erklärt das zur höchsten Weisheit, was die Menschen immer getan haben, nämlich einzelne opfern, damit die Gattung überlebt, einzelne ausstoßen, damit die anderen wieder einen (Schein-)Frieden haben.

Die Haltung Nietzsches hat sich im Nationalsozialismus und auf andere Weise im sowjetischen Kommunismus voll durchgesetzt. In dem Maß, wie das gläubige Judentum und das Christentum in der westlichen Welt an Einfluß verlieren und neuheidnische Tendenzen wieder mehr an Boden gewinnen, dürften auch erneut Vorstellungen in den Vordergrund treten, die der Sicht Nietzsches entsprechen.

Nach dem skizzierten christlichen Verständnis wird jede menschliche Gesellschaft, die nicht ganz auf Gott hin offen ist (sogar die Kirche), durch Mechanismen der Ausgrenzung und durch strukturelle Verschleierungen bestimmt. Dennoch werden Institutionen nicht grundsätzlich verurteilt. Da die Menschen leidenschaftliche Wesen sind und zu Unfrieden und Gewalt neigen (Erbsündenproblematik), haben Institutionen eine große positive, wenn auch letztlich doppeldeutige Aufgabe: sie müssen Ordnungen aufrecht erhalten. Alle weiteren Bemühungen für mehr Friede sind nur möglich, wenn zunächst eine lebbare Ordnung da ist. Eine positive Haltung gegenüber Ausgegrenzten muß deshalb zunächst Institutionen schützen, um dann innerhalb von diesen, ohne sie zu verurteilen, gegen deren Schwergewicht angehen zu können. Die Überwindung von Ausgrenzungen wird nie zu einer selbstverständlichen Tendenz werden, sondern immer eine schwierige Aufgabe bleiben. Sie kann nur als Stachel gegen das Schwergewicht jeder Institution wirksam sein.⁶

Ähnliches gilt für die Sprache. Auch sie beruht - gerade um der Klarheit willen - auf mentalen Ausgrenzungs- und Verschleierungsmechanismen. Diese Klarheit muß erhalten bleiben und verteidigt werden. Zugleich bedarf die Sprache einer dauernden Korrektur, ja einer ‚Bekehrung‘. Im Forschungsprogramm an der Theologischen Fakultät Innsbruck, in dem wir uns mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigen („Religion - Gewalt - Kommunikation - Weltordnung“), sprechen wir von einer ‚subversion of language from within‘⁷, von einer Subversion oder einer Umkehr der Sprache von innen her. Als Beispiel einer solchen Subversion bieten sich, wie wir bereits kurz gesehen haben, die biblischen Gerichtsworte an. Auf den ersten Blick scheinen sie selber gewalttätig zu sein, bei genauerer Analyse zeigt sich jedoch, daß sie die Gewaltwelt, in der die ganze Menschheit steckt, von innen her aufdeckt und kritisiert. Jede Sprache - die theologische und seelsorgerliche, aber auch die therapeutische - , die kritisch gegen Ausgrenzung steht, ist deshalb stets neu zu befragen und zu ‚bekehren‘. Ein dauerndes Feingespür, das einerseits die instinktiven Tendenzen der Menschen und die schwierige Problematik der Ordnung kennt und dennoch Impulse gegen dieses Schwergewicht zu wecken

⁶ Vgl. die doppelte Beurteilung des römischen Reiches im frühen Christentum: Hure Babylon und ‚pax romana‘ als Werk der Vorsehung.

⁷ Vgl. J. Alison, Raising Abel. The recovery of the eschatological imagination. New York 1996, 130 - 155.

versteht, ist notwendig, ein Feingespür, das mehr ist als ‚political correctness‘, die ihrerseits leicht pharisäisch werden kann.